

Konrad Hilpert
Körperbild und Identität

Man kann es nicht leugnen: Unser Körper geht uns etwas an. Das merken wir, weil er das Medium ist, mit dem wir uns ausdrücken und anderen mitteilen können. Alle Formen des Sprechens sowie augenfällig Mimik und Gestik sind immer auch körperliche Vollzüge, aber es sind darin auch Tätigkeiten einer bestimmten Person. Im erotischen Begehren wird besonders deutlich bewusst, manchmal bis zum Überwältigtsein, dass der Körper zum Ichsein gehört, auch wenn wir gleichzeitig Wert darauf legen, im Vollzug des Eros mehr zu sein als bloß begehrender oder begehrter Körper. Kein Wunder, dass man in der Religionsgeschichte immer wieder auf die Idee verfiel, darin eine Erfahrung des Göttlichen zu sehen, aber auch auf das Gegenteil, nämlich dass wir hier mit der tiefsten Schwäche und Entfremdung von dem, was unser Ich sonst ausmacht, konfrontiert werden.

1. Ein besonderes Verhältnis

Dass uns unser Körper mehr als nur physiologisch interessiert, merken wir auch daran, dass es uns nicht gleichgültig ist, wie er und damit eng verbunden wir selber von den anderen wahrgenommen werden. Deshalb bearbeiten wir den Körper, geben ihm Haltung, Schmuck und Farbe, hüllen ihn in Kleider ein oder enthüllen ihn und setzen ihn so in Szene, trainieren ihn, um ihn gesund und fit zu erhalten, achten bei der Ernährung auf seine Form, ertüchtigen ihn und pflegen ihn, um ihn leistungsfähig, sportlich und ansehnlich zu halten.

Unser Körper ist offensichtlich Markenzeichen unserer Individualität und Verleiblichung unseres Andersseins als die anderen. Wir nehmen ihn als Sensorium unserer inneren Verfasstheit und als den entscheidenden Indikator unseres jeweiligen Lebensalters und der Übergänge zwischen den Lebensaltern. Er ist Teil unserer Größe und Einzigartigkeit (»aufrechter Gang«). Er ist aber auch Ort der Niederlage und Chiffre der Verletzbarkeit, Inbegriff und Verdichtung der Welt, der wir nicht entkommen können, und zugleich dasjenige, was wir im Denken und im Wollen überschreiten können. Zugleich ist er das, was uns am nächsten und am vertrautesten ist, sowie das, was wir mit den unzähligen anderen so teilen, dass es uns mit ihnen in viel-

fältiger Weise gleichartig sein lässt. Etwas auch, was uns schicksalhaft zugemutet ist, als Geschenk oder als Last, etwas, das wir gestalten können, mehr oder weniger, bloß oberflächlich oder einschneidender.

Wir merken, dass uns unser Körper etwas angeht, sogar noch dort, wo unsere Körperlichkeit zu entschwinden scheint, nämlich im Netz, wo es die Möglichkeit gibt, ein »zweites Leben« zu führen. Das Bedürfnis hierfür gibt es offenbar, weil manche hier eine Chance sehen, aus dem realen ersten Leben, aus den vorgegebenen Umständen und aus den vielfältigen Zwängen und Entfremdungen herauszutreten und stattdessen in einen virtuellen Stellvertreter mit einer neuen, bloß ausgedachten Identität und einem Körper, der den gesellschaftlichen Normen des Körperbildes entsprechen kann, hineinzuschlüpfen.

Offensichtlich ist unser Körper also mehr als bloß ein Behältnis für unser Ich, vielmehr dasjenige, mit dem und in dem wir die Person sind, die wir tatsächlich sind und sein möchten. Aber er ist auch nicht nur der Träger der Eigenschaften, die zu meiner Identität gehören. Deshalb sieht, wer den Körper eines anderen sieht, eben diesen Jemand selbst und nicht bloß dessen Hülle. Die Besonderheit dieses Verhältnisses ist im Deutschen schon angedeutet und erspürt durch die Unterscheidung zwischen »Körper« und »Leib«. Der Leib

des anderen, das ist der andere selbst einschließlich seiner Körperlichkeit; und ich selbst in meiner Identität bin Ich mit und in meinem Leib. Der Leib ist die Art und Weise, in der der andere wie auch ich selber jeweils gerade anwesend ist – und zwar ganz unmittelbar¹.

Genau besehen ist also der Körper, oder genauer das Bild vom Körper oder noch genauer: die Bedeutung des Bildes vom Körper für die Identität ein Brennpunkt, in dem sich zahlreiche anthropologische Phänomene und Diskurse bündeln und kreuzen. Einige dieser Linien sichtbar zu machen, ist Sinn und Ziel der folgenden Ausführungen.

2. Die Störung des Gesundseins und die Notwendigkeit medizinischer Intervention

Ein herausragender Ort, wo der Körper im Zentrum der Aufmerksamkeit steht, ist die Medizin. Die Aufmerksamkeit gründet in diesem Fall in einer Störung der gewohnten Abläufe, der Krankheit eben, verbunden mit den Möglichkeiten, die Funktionstüchtigkeit des Körpers wieder herzustellen bzw. Ausfälle medikamentös, physiotherapeutisch oder durch Prothesen zu kompensieren. Krankheit stört nicht nur organische Funktionen, sondern greift auch ins Selbstbild und in die Sozialbezüge des kranken Subjekts ein, vielfach sogar erheblich. Viele der neuen Eingriffsmöglichkeiten, gerade die der Hochleistungsmedizin, der Intensivmedizin, der Transplantations- und Reproduktionsmedizin, der Neurochirurgie und noch stark prospektiv der Biomedizin, erwecken nach außen und rein naturwissenschaftlich-forschungsmäßig gesehen den Eindruck einer Reparatur des in Analogie zu einer Maschine verstandenen Organismus, ziehen allerdings in der konkreten Praxis eine psychosoziale Seite nach sich, die eigens bearbeitet werden muss und häufig den Einsatz spezialisierter Professionen notwendig macht. Dieser notwendig werdende Einsatz betrifft sowohl die Bedrohung der Identität des Kranken durch das körperlich erlebte Nicht-mehr-so-Können oder durch Schmerzen oder durch erzwungene bzw. als

Folge der Erkrankung eintretende Isolation, durch Einschränkung der gewohnten Autonomie und des Bedürfnisses nach Intimität und Privatheit. Des Weiteren nötigt medizinische Hilfe vielfach zur Akzeptanz veränderter Lebensstile, des Angewiesenbleibens auf regelmäßige Medikation und eines Lebens mit Einschränkungen und neuen Risiken. Was der Befund bzw. die Therapie (etwa durch die Entfernung eines kranken Organs) für das kranke Individuum wirklich bedeutet, erschließt sich erst von diesem einzelnen Kranken und seinen Erfahrungen her. Es ist nämlich dieser einzelne Mensch, der erkrankt ist bzw. geheilt wird, und nicht nur sein Körper oder eines von dessen Organen. Wird ein Individuum nur als Fall einer bestimmten Krankheit wahrgenommen, führt dies umgekehrt häufig zur Klage, dass der Medizinbetrieb kalt und seelenlos sei, das Menschliche fehle, der Betreffende sich vergegenständlicht und reduziert fühlt um gerade das, was das individuell Persönliche ausmacht, das heißt: verkürzt um das, was zum eigenen Selbstbild unverzichtbar ist. Therapeutische Interventionen betreffen ebenso wie das Kranksein das Selbstbild, das Verhältnis zum anderen, die Identität mit sich selber, seiner Lebensgeschichte und seinen Erfahrungen in den Beziehungen mit anderen. Dauerhafte Regression ist unter diesen Bedingungen ebenso eine Gefahr wie bleibender Selbstwertverlust und die Einengung auf die Befassung mit sich selbst und der eigenen Krankheit.

3. Aussehen und Schönheit

Der Wunsch nach Schönheit des eigenen Körpers und – eng damit verbunden – der nach größtmöglicher Erhaltung von Jugendlichkeit ist zu allen Zeiten anzutreffen. Er bringt in der Kultur vielfache Techniken hervor, den eigenen Körper im Sinne bestimmter Ideale von Schönheit zu gestalten. Sie reichen vom Fitnesstraining über streng befolgte Diäten bis zum Bräunen im Studio und zum Färben der Haare. Schönheitsideale werden der Flüchtigkeit des Augenblicks entzogen, indem man sie abbildet und beschreibt, als Statue, Bild oder

als Film bzw. Foto in den illustrierten Magazinen.

Die Übereinstimmung mit den Idealen der Mode tut dem Selbstbild gut und hilft offensichtlich auch, bei anderen besser »anzukommen«. Umgekehrt findet man Menschen anziehend, die diese Ideale verkörpern. Unser Erscheinungsbild ist also Gegenstand unserer Aufmerksamkeit und mit dafür ausschlaggebend, ob wir uns so akzeptieren, wie wir »von Natur aus« ausgestattet sind und aussehen, oder ob wir der Überzeugung sind, einen körperlichen Mangel zu haben. Die Antwort hat Einfluss darauf, ob und wie ein Mensch mit den anderen umgeht und sich in der Öffentlichkeit verhält.

Gerade bei Jugendlichen und nochmals besonders bei Mädchen spielt das eigene Körperbild eine zentrale Rolle für das Selbstbild als Mann oder Frau und dessen Aufnahme in die eigene Identität. Da weder das eine noch das andere schon festliegt, ist es für Einflüsse und Versprechungen (zum Beispiel durch selbstschädigende Hungerkuren oder chirurgische Methoden) besonders offen.

4. Kleidung

Kleidung ist mehr als Schutz vor zu viel Kälte und Wärme. Kleidung ist auch Inszenierung des Ich (»Kleider machen Leute«). Umgekehrt kann das Zeigen des unbedeckten Körpers Ausdruck der Gewährung von besonderer Nähe, von Gefühl, aber auch von Freiheit und Macht sein. Gegenwärtig geht der Trend des Sichkleidens dahin, dass man Bauch zeigt und eng anliegende Kleider trägt, die die Körperformen eher betonen als verhüllen. Es scheint für das Selbstbild und Selbstbewusstsein von erheblicher Bedeutung zu sein, Schlankheit, Sportlichkeit und größtmögliche Perfektion der Körpermaße mittels Kleidung in die Augen springen zu lassen; die Kleidung selbst wiederum muss trendig sein und häufig auch von der richtigen Marke.

Eine Gefahr hierbei ist darin zu sehen, dass das medial Transportierte zur sozialen Norm stilisiert wird, bei der der Reichtum realer Vielfalt in der Wahrnehmung und Wertschät-

zung reduziert wird auf das Kopie-sein-Wollen von bestimmten Idealen und Bildern von Schönheit.

Einen überaus starken Gegenakzent setzt diesbezüglich die Verhüllung der Frauen in der Öffentlichkeit durch Musliminnen. Ihre – tatsächliche oder eher vermutete – Bedeutung evoziert in vielen Ländern einen heftigen öffentlichen Streit. In diesem oft bis in die Rechts- und Religionspolitik reichenden Streit geht es um Fragen wie Unterdrückung, Freiheit der Religion und um Machtverteilung zwischen den Geschlechtern. Es darf aber vermutet werden, dass hinter dem Wunsch nach Verhüllung auch die Weigerung stehen kann, sich bloß über die als geschlechtlich erkennbaren Körpermerkmale definieren zu lassen, also der unter Umständen demonstrative Anspruch, mehr zu sein als nur der der Attraktion und der Aufmerksamkeit ausgelieferte Körper.

5. Körperdekoration

Viele Menschen tragen heute ein sichtbares Tattoo oder schmücken Gesicht, Nase, Lippen, Bauchnabel und andere Körperteile mit Piercings.² Kulturwissenschaftler verweisen auf die lange Vorgeschichte und die Verbreitung solcher Körperschmuck-Techniken, die vor allem als Mittel der Identifizierung und als Erkennungsmerkmale der Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppen schon immer Verwendung fanden. Auch heute werden solche dekorativen Eingriffe vorgenommen, damit sie von den anderen gesehen werden. Sie wollen allerdings eher Selbstdisziplin, Überwindung von Schmerzen, eine Art Mutprobe und vor allem Zuwendung und intensive, liebevolle Beschäftigung mit dem eigenen Körper und seiner individuellen Gestaltung signalisieren. »Im Zentrum der Aufmerksamkeit steht« – so schreibt eine Sozialarbeiterin in einer Broschüre der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung – »das möglichst originelle Unikat, die Person, einzigartig in ihrer körperlichen Ausdruckskraft«³. Und sie fügt hinzu: »Das Bedürfnis der Menschen nach Dekoration ihrer Körper mag ebenso Ausdruck dafür

sein, dass der Mensch sich seiner Natur nicht unterwerfen möchte. Durch das eigenmächtige, sichtbare Verändern des Körpers spüren wir die Macht, ihn zu manipulieren.«⁴

6. Körperstyling

Die plastische Chirurgie bedeutet in vieler Hinsicht eine segensreiche Erweiterung der medizinischen Möglichkeiten, die gegen den pauschalen Verdacht in Schutz genommen werden muss, im Vergleich zu Sport, Diät und Dekoration bloß die massivere, teurere und spektakulärere Spielart der Inszenierung und Formbarkeit des Körpers nach den eigenen Wünschen zu sein. Diese Funktion kann sie selbstverständlich auch haben und hat sie tatsächlich überall dort, wo sie als Verfahren der kosmetischen Erhaltung und der ästhetischen Optimierung vorgestellt und beworben wird und wo einer breiteren Öffentlichkeit durch die Medien derartige Möglichkeiten der voyeuristischen Selbstbefriedigung erschlossen werden. Das Stylen des Körpers bzw. die Verwandlung von Frauen durch Schönheitsoperation ist längst ein gängiges Thema von Reality-TV-Serien und Talk-Runden geworden. Hier weckt sie vor allem bei jungen Frauen den Wunsch, das eigene Äußere mit Hilfe solcher als harmlos dargestellten chirurgischen Methoden zu verbessern, und legt Normalitätsstandards nahe, die den eigenen Körper und das eigene Aussehen als Objekt ständiger Unzufriedenheit erleben lassen oder mindestens zum Gegenstand übersteigerter und vielleicht sogar anderes verdrängender Aufmerksamkeit zu machen.

Darüber darf freilich die andere Seite der ästhetischen Chirurgie nicht aus dem Blick geraten: Sie ist der Versuch, durch eine Verbesserung des Erscheinungsbildes, insbesondere durch die Korrektur von als störend und sozial belastend empfundenen Körpermerkmalen oder von als Folge von Unfällen oder invasiven Heilbehandlungen (z. B. Brustamputation) entstandenen Entstellungen das Selbstwertgefühl und die empfundene Normalität der betreffenden Person zu stärken. Die Schwierigkeit besteht in der Festlegung

des Grenzverlaufs zwischen medizinisch indizierter Maßnahme und bloß gewünschter Modellierung, die zwischen verschiedenen betroffenen Subjekten unterschiedlich beurteilt wird.⁵ Diesbezüglich kommt der individuellen Beratung und der psychologischen Einzelfallbeurteilung einerseits und der Regelung der Kostenübernahme andererseits eine entscheidende steuernde bzw. korrektive Rolle zu. Der Phantasie der Konstruktion und Verwandlung, ja der Umschaffung des eigenen Körpers und der Kombination mit Wünschen, die auf maximale Unterscheidung von anderen oder auf die Vergrößerung der Ausstrahlung auf andere zielen, sind allerdings keine natürlichen Grenzen gesetzt, wie das Beispiel des Popstars Michael Jackson zeigt.

7. Ethische Bruchstellen

In den vorausgehend beschriebenen Phänomenen kommt der Körper ganz verschieden in den Blick: als Ort der Verletzbarkeit und Kränkung, als Träger von Attraktion und Medium der Beziehung und Bedeutung für andere, schließlich als Medium der Kontinuität im biografischen Wandel. In allen drei Positionalitäten ist der Körper nicht ein Fürsich, eigenständige Funktion und insofern autark, sondern gleichermaßen ein Etwas, von dem Wirkungen ausgehen und auf das Einwirkungen aus dem Selbst heraus, von anderen und entwicklungsbedingt, erfolgen. Deshalb kann man seinen Körper nicht in derselben Weise »besitzen« wie andere Gegenstände. Immer schon nämlich ist durch den Körper hindurch auch das Ich selbst betroffen bzw. in Mitleidenschaft gezogen, immer schon über die bloße Erscheinungsform hinaus unser Selbstverständnis, das gewünschte Wahrgenommen-Werden und Herausragen aus dem, was allen gemeinsam ist, und immer schon geht es um Entwicklung, So-geworden-Sein und Veränderung im spannungsvollen Gleichklang von allgemeiner chronologischer Zeit und ganz individueller Lebenszeit.

Der Körper ist also nie bloß Gegenstand, den ich besitze und über den ich verfügen kann, sondern immer auch Zugang und Ge-

häuse meiner Störbarkeit und meines Leidens, Ausdruck meiner sozialen Zugehörigkeit zu anderen und schließlich auch Zeugnis meiner prinzipiellen Unfertigkeit. Theologisch kommt hier auch ins Spiel, dass der Leib – so Paulus – »Tempel des heiligen Geistes« (1 Kor 6,19; vgl. 1 Kor 3,16), also Ort der göttlichen Gegenwart ist. Diese Überhänge des Körperseins unserer Identität legen die Möglichkeit von Begrenzungen des über sich und über andere Verfügens-Dürfens nahe. Sie finden deutlichen Ausdruck in den ethischen Überlegungen und rechtlichen Bestimmungen etwa zur Abtreibung, zum Suizid, zur Sterbehilfe, zur Organspende, zur Kinderpornografie, zur Prostitution, zum Organhandel, zum Umgang mit Leichen und Leichenteilen u.a.m. Das Recht des Menschen, über seinen eigenen Körper zu verfügen, ist ohne Zweifel das elementarste und basalste Menschenrecht. Aber das Verhältnis des Menschen zu seinem Körper erfasst es dennoch nicht erschöpfend, insofern es die Möglichkeit der »Aufladung« körperlicher Vollzüge mit Bedeutung und Sinn ebenso wenig berücksichtigt wie die Wirkung auf andere sowie die lebensaltersspezifischen Bildungs- und Entwicklungsmöglichkeiten, um deretwillen der leiblich gegenwärtige Andere Gegenstand von Liebe, Hoffnung, Wertschätzung, Respekt, Erinnerung oder auch Trauer sein kann. Selbst dort, wo sich jemand in seiner Körperlichkeit einem anderen oder anderen gänzlich ausliefert – im hingebenden Geschlechtsakt, im riskanten Einsatz zur Rettung, im schonungslosen Zeugnis für die Wahrheit und Solidarität – hat er darin Anspruch auf Achtung und Respekt und sein Körper (gegebenenfalls sogar seine körperlichen Überreste) Anspruch auf eine respekt(pietät)volle Behandlung. Denn der Körper repräsentiert die Person und ist transparent auf deren Sensitivität, ihre Sozialität und ihr gelebtes bzw. entworfenes oder geplantes Leben. Die Erfassung des Verhältnisses zum eigenen Körper als einer Sache, die uns gehört, ist genauso verkürzend wie auch die der medizinischen Hilfe als Reparatur, die der Beziehung als Ensemble von

Rechten und Pflichten und die des Älterwerdens als eines bedrohlichen, weil die Vergänglichkeit anzeigenden und daher zu bekämpfenden Verfallsprozesses. Im Umgang mit unserem Körper geht es nie nur um eine Sache; vielmehr sind stets wir selbst betroffen, einmal mehr und einmal weniger.

Der Körper ist also nicht nur wie zu Anfang beschrieben die »Schnittstelle« von Ich und Welt, sondern auch die aller Differenzerfahrung vorausliegende Einheit von biologischer Materialität, Seele und Geistigkeit, die im Prozess der Identitätssuche zum Bewusstsein gebracht, Modellierung und eine individuelle und sozial ausbalancierte Spezifizierung erfährt.

Anmerkungen

- 1 Sehr gut beschreibt diese Unmittelbarkeit *Günther Pöltner*, Grundkurs Medizin-Ethik, Wien 2002: »Sie zeigt nichts von einem Innen und Außen, und nichts von einem Davor und Dahinter. Wenn ich dir in die Augen schaue, habe ich es nicht mit einem somatischen Außen zu tun, das mich auf ein psychisches Innen verweist, noch stehe ich vor der Notwendigkeit, von einem wahrnehmbaren Davor auf ein nicht-wahrnehmbares Dahinter schließen zu müssen. Wir sehen nicht die Physiologie eines sehenden Auges, sondern jemanden, der uns anblickt. Dein Leib – das ist die jeweilige Art, in der du selbst jetzt gerade anwesend bist: Du in deinem jeweiligen Weltbezug, du in deiner Traurigkeit, deiner heiteren Gelassenheit, deinem Glück, deiner Verzweiflung. Der Leib – das ist der jeweilige Mensch selbst.« (S. 71).
- 2 Zum Gesicht als »Fenster der Seele« finden sich aufschlussreiche phänomenologische Ausführungen bei *Helmuth Plessner*, Lachen und Weinen. Eine Untersuchung der Grenzen menschlichen Verhaltens, in: Philosophische Anthropologie, hg. v. G. Dux, Frankfurt a. M. 1970, 11–171, hier 53 f. u. 60. Zur Bedeutung des Gesichts im biblischen Denken s. u. a. *Silvia Schroer*, *Thomas Staubli*, Die Körpersymbolik der Bibel, Darmstadt 1998, 95–103.
- 3 *Doris Oelkaf-Bollin*, Der dekorierte Körper, in: Jugendkulturen. Forum Sexualaufklärung und Familienplanung. Eine Schriftenreihe der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, Köln 2003, 15–18, hier: 16.
- 4 Ebd.
- 5 Zur Problematik s. u. a. *Constance Neuhaun-Lorenz*, Plastische Chirurgie zwischen modernem Körperkult und ärztlichem Ethos, in: Zur Debatte 37 (2007), Heft 2, 25–29, sowie die Beiträge im Themenheft »Plastische und ästhetische Chirurgie« der Zeitschrift für Medizinische Ethik 52 (2006) 101ff.